

Eine unmoderne Tat

Autor(en): **Wasmuth, Vreni**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 28

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine unmoderne Tat

Von Vreni Wasmuth

Die wirklichen Heldentaten in unserer Zeit geschehen in der Stille. Kein Lautsprecher schreit sie in die Welt, ihr Widerhall erscheint nicht in grossen Lettern auf dem ersten Blatt der Sensationspresse, sondern als kleine, meist unbeachtete Notiz, etwa in der Spalte der kuriosen Dinge.

Eine Tat von grosser Schönheit ist in dem Pariser Krankenhaus St. Louis geschehen: In der Abteilung für Leprakranke wurde ein junger, noch nicht lange von der schrecklichen Krankheit Befallener in der Verzweiflung über sein Geschick, in der Not des Ausgestossenseins aus der menschlichen Gesellschaft, tobsüchtig. Er hatte genug von diesem unnütz gewordenen Leben in der Schale seines faulenden Körpers, er wollte seine Umwelt zerstören im Zorn, er griff Aerzte und Pfleger an, er tobte, dass niemand sich Rat wusste. Man rief schliesslich eine junge Krankenschwester der Anstalt, die sanfte Frau Gerke, zu Hilfe, sie möge doch ihren sonst so beruhigenden Einfluss an dem Besessenen versuchen. Aber der Anblick der jungen, lebenswerten, lebensvollen Frau steigerte nur des Unglücklichen Verzweiflung. Alle verlorenen Liebesschätze kamen ihm damit vor Augen, sein Verworfensein brannte in ihm wie höllisches Feuer, er kam vollends ausser sich und schrie — er wolle sie küssen.

Alle sahen sich bestürzt an; sie standen um den heulenden, brüllenden Kranken, den sie vergeblich zu bändigen suchten, wie vor einem Vulkanausbruch. Wie wäre ein so unsinniger Wunsch zu erfüllen gewesen!

Da schob mit einer zarten Geste die junge Frau Gerke Pfleger und Aerzte beiseite, ging auf den schreienden Aussätzigen zu, ohne Abscheu, nahm seinen Kopf in die Hände und küsste ihn.

Dieses Zeichen der Liebe erschütterte den Kranken tief. Sein Toben ging in leises Weinen über. Er wurde ruhig und friedlich. Denn er war ja wieder aufgenommen in den brüderlichen Kreis der Menschen.

Von dieser Tat hätten wir freilich nichts erfahren, wenn nicht der jungen Frau Gerke mit vier anderen Pflegerinnen um aufopfernder Krankenpflege willen der alljährlich in Pariser Hospitälern zur Verteilung gelangende Gruenbaum-Preis zuerkannt worden wäre. Und es wird, trotz der strahlenden Reinheit dieser Tat, nicht an den unvermeidlichen

hämischen Neidern fehlen, die mit solchen Argumenten diese Begebenheit zu „erklären“ — und zu beschmutzen — versuchen: Sicher habe Frau Gerke mit ihrem Kuss nur auf diesen Preis gelauert, oder wenigstens habe sie in diesem besonderen Krankheitsfall von der verminderten Ansteckungsgefahr des Aussätzigen Kenntnis gehabt. Solche Einwände zeigen nur, wie schlecht man eine spontane, liebevolle, weit von aller niedrigen Berechnung ferne Handlung mit einem Preise belohnen kann; sie entzieht sich den Massstäben, die eine Preiskommission bei ihrer Bewertung wie ein Kaufmann bei der Preisfestsetzung seiner Ware haben muss.

Die Tat klingt wie eine Legende in unsere von andern Trieben als die des Erbarmens gejagte Zeit. Eine Legende — sie hat viel Ähnlichkeit mit der vom armen Heinrich, der, vom Aussatz befallen, nur gerettet werden kann, wenn ihm eine reine Jungfrau ihr Herzblut schenkt, und der allein davon geheilt wurde, als sich ein junges Mädchen dazu bereitfand. So unwahrscheinlich diese Sage stets schien: man sieht mit Staunen, dass sie fast in unsern Tagen sich wirklich so begibt. Im Grunde *muss* das ja gut ausgehen: wenn soviel Mut, Einsatzbereitschaft, Liebesbereitschaft und Uneigennützigkeit ohne Zögern geleistet werden. Dieser Art waren die Handlungen und Eigenschaften der Heiligen und die wundersamen Heilungen.

In einer Zeit, wo die „Humanität“ immer mehr in Misskredit kommt, wo es als schwächlich gilt und als unfruchtbar, Kranken, Lebensunfähigen, Schwachen zu helfen, wo ein immer grösserer Teil der Menschheit es als seine Aufgabe betrachtet, um seiner eigenen Vorteile willen den ihn störenden Mitmenschen Leid anzutun — in einer solchen Zeit ist es schon viel, wenn Menschen ihr Leben dem Ziel widmen, dieses Leid zu lindern und zu vermindern. Aber, dass es einer Frau in den Sinn kommt, nur um einen Verzweifelnden zu trösten, ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, das ist so schön, dass man bedauert, nicht mehr, wie in alten Zeiten, Sängern von Heldenliedern mit dieser Ballade in alle Länder schicken zu können.

(Das ist eine von den Taten, die eine Frau, ob sie nun die politische Gleichberechtigung besitzt oder nicht, immer noch weit über alle leidzeugenden Männertaten erhebt.)

Werden Sie vornehm!

Eine zeitgemässe Aufforderung an alle, die es können. Von Kilian Honig

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, wie jeder weiss, der sein Schulquantum Religionsunterricht abgesessen hat, sondern auch von dem, was er vorstellt.

Viele Kulturmenschen sehen das viel zu spät ein, sie tragen ihrer Lebtag Schaden an ihrer Einsichtslosigkeit, und ich bin überzeugt, dass man es mir hoch anrechnen wird, wenn ich hier zeige, wie man vornehm werden kann.

Ich habe es allerdings auch erst letzthin entdeckt. Mein Schulkamerad *Joseph Böckli* (er schämte sich schon als Erstklässler seines profanen Namens!), der seinerzeit für vorteilhafter fand, vor Beendigung seiner Studien als Elektrotechniker aus dem Technikum auszutreten, um nach Spanien zu verschwinden, während wir anderen unsere Examina machten, traf mich letzthin in der Bundesstadt an. Er war eben zurückgekehrt, und wir feierten das Wiedersehen nach dreijähriger Verschollenheit bei einem kühlen Biere. Dabei überreichte er mir seine Visitenkarte mit der jetzigen Adresse; sie nahm mir den letzten Zweifel, dass es mein Freund Sepp zu etwas gebracht hatte, denn es stand darauf: *Jose Boeely, Ingenieur*. Bisher hatte ich geglaubt,

man könne nur den Namen *Burkhard* verwandeln, indem man ekdt einfügte und ihn *Burckhardt* schrieb. Nun wurde mir durch den Böckli Sepp, der Tschosé Boeely geworden war, ein Licht angezündet, das ich der Menschheit nicht vorenthalten darf.

Heissen Sie *Markwart*? — Das ist zu banal! Lassen Sie sich Karten drucken, worauf *Marckwardt* steht, schöner wäre noch *Marcuard*, da merkt man sofort, dass Sie des Französischen nicht unkundig sind! — Das cu lässt sogleich Ihre wohlbegründete Sesshaftigkeit und Behäbigkeit respektfordernd ahnen, ja, man sieht Sie gleich in Ihrer ganzen Breite auf den weichen Polster eines Rolls-Royce sitzen und Ihrem Chauffeur voller Majestät zurufen: „Johann! Zur Börse!“

Geradezu brutal bodenständig klingt *von Känel*. Wenn Sie von Ihrem Herrn Vater diesen Namen vererbt bekommen haben, so versuchen Sie es, das ä in ein ae umzuwandeln, und setzen Sie zum Schluss ein ll, also *von Kaenell*. Geben Sie zu: Ihr Name ist direkt adelig geworden durch die beiden winzigen Veränderungen in der Schreibweise! Man glaubt, Sie hätten einen Rittergutsbesitzer oder einen